

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Erste Liebe [Schluss]
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

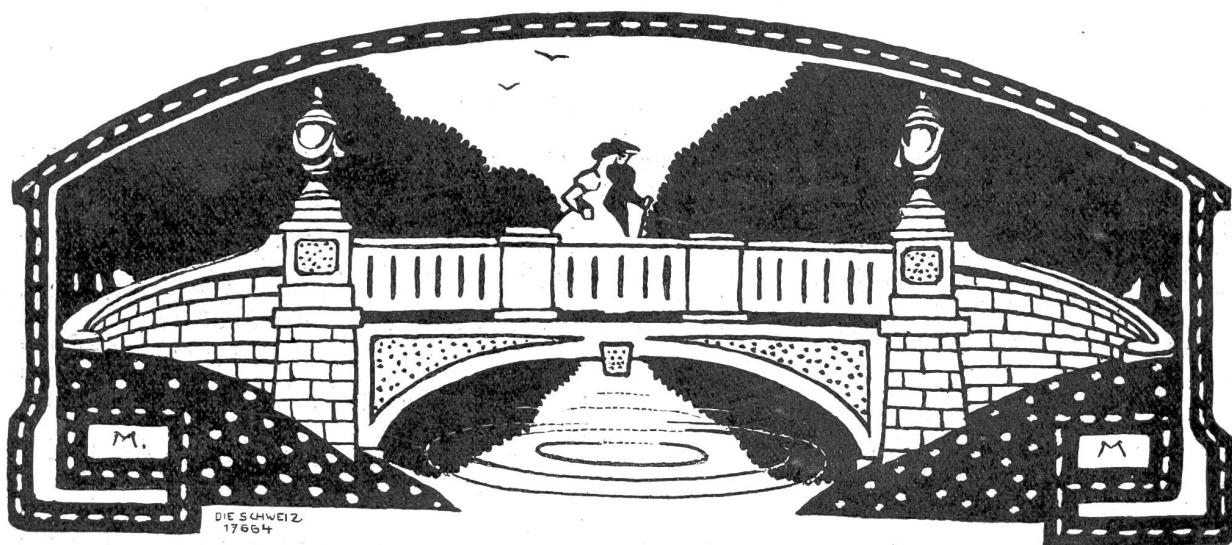
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE SCHWEIZ
17664

Verlöhnung

Den Weg, der abgesperrt dir schien
Jahrzehnte lang,
Den seh' ich heut dich fröhlich ziehn,
Dir ist nicht bang.

Du kennst ja wieder Stock und Stein,
Du wußtest auch:
Die alte Freundschaft wartet dein
Beim alten Strauch.

Dann reicht sie dir wie sonst die Hand;
Doch heller nie
Die Sonne überm Strauche stand
Und Glanz ihm lieh.

Sie pflanzte ihn auf guten Grund
Und unentwegt;
Obgleich beharrlich schwieg dein Mund,
Ward er gepflegt.
Jetzt rufst du laut, von weitem schon,
Sie nickt erst stumm;
Drauf sagt sie rasch in leisem Ton:
Entzwei'n war dummi!

Nanny von Elscher, Albis.

Erste Liebe.

Tessiner Novelle von Maja Matthey, Solothurn.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sergio hatte die Frauen fort vom Abgrund bis in die Mitte der Alpe geschoben. So kam es, daß sie vor der Hütte standen, als der Blitz für einen Augenblick die Landschaft aufhellte.

„Wir sind gerettet!“ flüsterte er in seiner Sprache, damit es die Frauen nicht verstehen könnten und nicht vom Grauen befallen würden, jetzt, da sie im Schutz der Hütte standen.

„Wir sind gerettet!“

Das Wasser rann über den Hüttenboden in einer schmalen Rinne und sammelte sich in einer Vertiefung an zu einem Pfützlein, all das Wasser, das aus Sergio's Mantel, seinem Barthaar und von seinen Schultern floß.

Françoise raffte die Kleider hoch, um über die schmale Rinne zu sehen. Sie verwendete zuviel Kraft auf den Sprung und schoß bis zu der Stelle, da in der Mauer eine steinerne Ausbuchtung war, rutschte und lichtlos.

„Die Feuerstelle!“ jubelte Cajo und kniete vor die lichtlose schwarze Stelle und stocherte in der Einbuchtung herum. Aber da war keine Asche, die sich zur Glut ansachen ließ, und kein Reisig, ein Feuer anzuzünden.

Ihn fror doppelt vor diesem kalten Kamin, der ihm Wärme vorspiegeln und keine in Bereitschaft hielt.

„Holz!“ rief Sergio. „Holz!“ echte Cajo. „Wir frieren,“ sagte Françoise und deutete auf die Feuerstätte, als Peppa dienstwillig herbeisprang.

„Ich schwiße vor Kälte,“ sprach Sergio und schlug seinen nassen Mantel aus.

Linda flüchtete vor ihm, der so freigebig seine Feuchtigkeit austeilte, in den entlegenen Winfel des Raumes.

Rocco kam herein, sah, wie seine Stube bevölkert war, und pfiff freudig erregt durch die Lippen.

„Sie wollen Holz,“ sagte ihm Peppa, die verstand hat, was Cajo sprach. Der weiche Wohllaut, mit dem er seinen Wunsch nach Wärme vorbrachte, klang ihr in den Ohren.

„Er ist ein Piemonteser,“ sagte sie zu Rocco. Diesen zärtlichen Tonfall kannte sie von den Schmugglern her, die in den dunklen Nächten über die Berggrenze kamen und aus den einsamen Verstecken die Waren abholten, die ihnen die Talleute entgegengetragen hatten.

Die Schmuggler verstanden so zärtlich zu bitten, wenn die Mädchen ihr Lachen nicht zurückhielten über die struppige Gestalt und die verzweifelten Bewegungen, mit denen sie sich unsichtbar zu machen versuchten, sobald ein Scheinwerfer die Dunkelheit erhellt oder ein Geräusch von den Grenzwachen kam.

„Mädchen,“ bat sie, „lachet nicht! Es gilt unser Leben!“ Auch die Ausgelassensten wurden still bei dieser zärtlichen scheuen Bitte um das Leben.

„Er ist ein Piemonteser,“ lachte die Peppa.

Rocco schleppte eine Armlast Reisig herbei und schob sie in die Feuerstätte. Bald schlungen die Flammen hoch. Das Reisig knisterte und glühte, und beizender Rauch trieb Françoise die Tränen in die Augen. Sie prustete und nieste; doch die Wärme strömte ihr so wohltuend durch die Glieder, daß sie lachen mußte über den Rauch, der ihr Nase und Kehle kitzelte.

Cajo wechselte den Platz am Feuer. Eine Seite seines Körpers war trocken geworden. Nun ließ er sich die andere von den Flammen bestrahlen.

Die Flammen erhellt den Raum und beleuchteten eine Kupferbutte, die weitbauchig in einer Ecke stand. Sie sah aus in dem spielenden Lichte der Flammen, als wäre sie aus rotem Golde geschmiedet.

Linda zupfte die Peppa am Gewande und zeigte auf die Kupferbutte, die mit Milch bis zum Rande gefüllt war.

„Wir wollen eine Speise bereiten,“ sagte sie, „auf deine Weise, wie wir sie nicht zu bereiten verstehen im Tal.“ Die Peppa wurde zutraulich, als auch das Mädchen ihre Sprache redete.

Allmählich verzog sich der Rauch aus dem Kamin. Die Flamme fiel zurück in einen Haufen Glut, der einen feurigen Hügel im Aschenloch formte, und zündete nicht mehr daraus hervor.

Cajo war durchwärmt und begann gelangweilt nach Sergio hinzuschauen, dessen Kleider, noch durchtränkt von Nässe, den Dunst von dampfender Wolle ausströmten.

Dieser Geruch ärgerte ihn.

„So dampft nur eine Stunde, ein Barbar!“ dachte er.

Sie waren zufällig zusammengetroffen, diese vier verschiedenen Menschen, aus verschiedenen Ländern. Sie waren aus der Glut des Sommers und der Hitze der Großstadt zu den Gletschern gekommen und wollten das Tessinwasser rauschen hören, dort, wo es am wildesten war und schäumend über das granitene Felsgestein des Gotthard sprühte. Sie wollten den Atem der Tannenwälder einziehen, den harzgewürzten. Sie wollten in blühenden Alpmatten liegen und ihre Blicke nach dem Firnschnee richten. Sie wollten Menschen um sich haben, die nichts wußten von ihrem Leben, von dem Inhalt ihrer Gedanken. Sie wollten fremd und frei sein. So waren sie über den Gornerlipaß am Gletscher vorbei zu der Alpe des Rocco gekommen.

Françoise streckte ihre Fußspitzen nahe an die Glut im Aschenloch. „Es ist gut sein nach dem Schrecken,“ sagte sie und wippte mit den Füßchen auf und ab.

„Wir sind, wie Sie es sich wünschen, über den Gletscher gegangen,“ rührte Cajo. „Wurden Sie gut von mir geführt?“

Françoise wippte mit ihren Füßchen.

„Frau Françoise, habe ich Sie gut geführt?“ fragte Sergio und beugte sich weit vor.

Lindas helles Lachen klang aus dem Hintergrunde des Raumes. Da sprang Cajo auf, dem Klange dieses Lachens nach.

Sergio nahm die Stelle am Feuer ein, die Cajo verlassen hatte, und wiederholte die Frage.

Françoise hörte auf mit den Füßten zu wippen.

Gestern abend war es ihr durch den Sinn gefahren, über den Gletscher zu gehen. Es hatte sie gereizt, ihre schmalen Füßchen auf das ewige Eis zu setzen.

„Ich kenne den Weg,“ hatte Cajo gerufen, der ihr zur Linken an der Hoteltafel saß.

„Ich führe Sie über den Gletscher,“ hatte Sergio gesagt, der ihr gegenüber neben Linda saß.

„Ich komme mit,“ jubelte Linda; „ich kenne die Sprachen, die Ihre, Frau Françoise, und jene, die hinter dem Gletscher gesprochen wird, ist die Sprache meiner Kindheit.“

„Wir werden einen Tagmarsch vor uns haben,“ sprach Cajo.

Die Augen von Frau Françoise hatten zu leuchten begonnen wie Kinderäuglein, denen eine Herrlichkeit von ferne gezeigt wird.

So waren sie einig geworden, über den Berg zu zu steigen, über den Gletscher, hinab ins tessinische Land.

Françoise lächelte. Ihr Wunsch war erfüllt. Sie war über ewiges Eis geschritten.

Da war das Wetter gekommen.

„Es kam so plötzlich! Nein, es kam nicht, es war da,“ hauchte sie. Sie entsetzte sich über die Schnelligkeit, mit der ein Sommertag grau und dunkel werden konnte, ohne Warnung, ohne Anzeichen.

„Es ist vorbei,“ beschwichtigte Sergio die Frau.

Da rollte der Donner von neuem über die Hütte und erschütterte sie so, daß die Becklein klirrend aneinanderschlügen, die auf den Holzstreifen standen und die Wand zierten. Regen und Sturm prasselten gegen die Mauern, und Rocco warf ein neues Bündel Reisig in die Glut.

„Die Dämonen tanzen,“ flüsterte Sergio und rückte nahe an Françoise heran.

„Sie tanzen wild und unserm Willen überlegen, wie die Leidenschaften!“

Da fiel es Françoise ein, daß sie auf einem einsamen Flecke war, zwischen dem Felsgestein, den Blißen des Himmels und zwischen fremden Menschen.

Tränen kamen in ihre Augen.

„Linda!“ rief sie, „Linda!“ und begann zu zittern und die Hände zu ringen. Das Mädchen tröstete die Frau, die ergriffen wurde von der Angst der Einsamkeit, von der Wildheit der Natur.

„Cajo hat die Becklein von den Holzstreifen gehoben und auf den Tisch gestellt, und wir haben Milch und Brot gefunden und eine Alpsspeise bereitet,“ sagte sie.

„Kommen Sie, Frau Françoise!“

Sergio führte die Frau zu dem Tisch, der in dem dunkeln Teil des Raumes von einer Dellalampe beleuchtet wurde.

Peppa füllte die Becklein mit Milch.

„Das ist ein köstlicher Trank,“ lobte Françoise.

Die Alpsspeise duftete nach Milch, Käse und Alpkrautern.

Cajo lehrte die andern, dieses einfache Gericht zu essen, das dampfend und würzig duftend über einem Tröglein, gefüllt mit Glutash, in der Mitte des Tisches stand.

Es galt, ohne Ziererei die Holzgabel in die gemeinsame Schüssel zu tauchen, Speise herauszuheben und von neuem in die Schüssel zu langen. Diese primitive Form,

sich den Hunger zu stillen, ohne andere Möglichkeit, als die mehr oder weniger geschickte Art, mit der sie es verstanden, die fadige Nahrung ohne Unfall von der Schüssel zum Munde zu leiten, brachte diese Fremden einander näher, als es der Aufenthalt in einem Hotel, an der gleichen Tafel getan hätte. Sie machte sie einander vertrauter, als es die Gefahr vermochte, die sie gezwungen hatte, einen Weg durch Nebel und Wetter zu suchen.

Françoise hatte es überwunden, daß sie fremd in den Bergen, im rollenden Donner saß. Sergio sah nicht mehr über die Leidenschaften nach, die mit den Menschen spielen wie der Wind mit einem Fläum. Sie fühlten, daß sie zu einander gehörten, daß nichts Fremdes zwischen ihnen war, nicht die Grenze der Sprache, nicht die Grenze eines Landes, nicht die Grenze, die das Schicksal den Menschen schafft.

So geschah es, daß Lindas Hand in die Cajas zu liegen kam.

„Sie haben einen guten Appetit,“ flüsterte Rocco zur Peppa und ging, um den Rest der Alpsspeise vom Tisch an seinen Platz zu stellen.

Frau Françoise erfasste ihn am Ärmel.

„Wie weit ist es hinunter nach Ossaco?“ fragte sie.

Es war, wie wenn mit dem Forttragen der Speise dieser seltsame Zustand aufgehoben würde, der alle einander gleichmachte. Ein Bedauern darüber kam in die Gesichter der Fremden, und etwas wie Sehnsucht und Heimweh zuckte um ihre Lippen. Sie wußten nicht, was es war, das ihnen so plötzlich entflog und sie traurig stimmte, als wäre ein Stern entchwunden oder als verschloß eine seltene Blume mit einem Male ihren Duft geizig in der rauhen Kapsel ihrer Blatthüllen.

Françoise mußte ihre Frage wiederholen.

„Meine Peppa ist flinkfüzig, wie ein Jagdtier,“ antwortete Rocco. „Zwei Stunden braucht sie zum Aufstieg, wenn ihr die Hütte mit Waren an den Schultern hängt; ohne ihre Hütte kommt sie nicht heraus.“ Er stellte sich selbstbewußt und breitbeinig vor die verlöschende Kaminglut. „Eine halbe Stunde braucht sie zum Abstieg. Da hat sie nichts in der Hütte als dieses Mal die Heilblumen...“

„Was ist's mit den Heilblumen?“ fragte Cajo.

Da erzählte Rocco von ihrer Kraft, Breschastes zu heilen. Die Fremden hörten ihm zu und freuten sich an dem Hirten, dessen gesundes braunes Gesicht unter einem dichten kastanienbraunen Haarschopf gutherzig aussah.

„Davon will ich haben!“ rief Sergio. „Von dem Kraut, das die Bresten auszieht!“

Peppa brachte ihm eine der gelben scharfschmeckenden Blüten. Er roch daran, betrachtete sie lange und hielt sie steif zwischen den Fingern.

„Erzählen Sie Ihre Geschichte!“ bat Françoise. „Ich sehe, daß Sie etwas bewegt...“

Sergio roch von neuem an der Blume.

„Wenn Sie mir die Ihre erzählen, sollen Sie meine hören,“ sagte er.

Frau Françoise reichte ihm die Hand.

„Eine erste Liebe?“ fragte sie.

„Wenn man das stärkste Gefühl so nennen will,“ antwortete Sergio. „Ich habe ihm einen andern Namen gegeben.“

* * *

„Es war am Dnjepr,“ begann Sergio. „Dort ist meine Heimat. Den Sommer lang ist die Steppe trocken und grünbestanden. Obst hängt an den Bäumen, Korn wächst schwer und gelb in den Halmen und gibt den Menschen Brot. Das Gras schafft dem Vieh eine saftige Weide.

Im Winter ist die Steppe weiß, und auf dem Hügelland liegt der Schnee Fußhoch und meterhoch, jenachdem das Jahr gut oder böse enden will. Da zieht man auf, was an Speise in den Rauchfängen und den Kornkammern ist, und wartet auf den Frühling. Der kommt, und die Schneeschmelze beginnt und stürmt über die Steppe und regnet in die Wasser, bis der Schnee aus der Ebene und von den Hügeln gewaschen ist.

Das Jahr endete böse, und der Lenz begann schlimm. Das Wasser stieg aus dem Dnjepr in die Ebene und leckte nach der Höhe. Im Dorfe ging das Mehl aus; denn die Weizenkörner waren gemahlen, bis auf die Säcke voll Korn, die im Herrengute auf der Höhe lagen.

„Es ist Saatkorn,“ wies der Verwalter die Heischenden zurück, bis sie ihm ein Mäzlein Getreide mit Gold aufwogen. Das Gold ging auf, und der Sparatz schwand in der Truhe.

Wir waren drei Geschwister, die Katia, der Romano und ich...“

Die wilden Wasser des Dnjepr schwollen ab. Sumpf und Unrat blieb in den Feldern zurück; Sumpf und Unrat war in den Gassen, und Sumpf und Unrat lag auf dem feuchten, aufgequollenen Grunde der Hütten. Das Fieber fiel die Halbgestättigen an, schüttelte sie und warf sie aufs Totenbett. Die Katia starb. Romano kam mit leeren Händen vom Herrengute. Es war kein Geld mehr im Dorfe. Taumelnd fielen die Leute gegen die Wände ihrer Hütten, als hätten sie an gebranntem Wasser sich gütlich getan. Ich war stark und überwand die Not und überstand die Seuche. Ich war stark und wurde stärker durch den Hass. Der macht toller, als es die Liebe vermag. Er macht trostig und frei...“

Sergio schöpfte Atem, wischte sich den Schweiß von der Stirne, der ihm bei der Erinnerung entquollen war, und hob die Heilblume an seine Nase.

„Eines Morgens lag der Verwalter erstarrt im Getreidehaufen. Aus den aufgerissenen Scheunentüren quoll das Korn, als wäre das Wasser des Dnjepr zu Weizen geworden.“

Er sagte das gleichgültig in einem kalten Tone, wie man von einem Verächtlichen redet, und machte eine Pause, ehe er weiter erzählte.

„Ich schüttete eine Handvoll Weizen auf das Grab der Katia, steckte dem sterbenden Romano ein frisches Weizenbrot in die Hände und ging mir die Welt ansehen... Zwanzig Jahre sind seither verflossen...“

„Der Hass ist grausam, die Liebe ist mitleidig,“ sagte Françoise.

„Hat Sie meine düstere Geschichte erschreckt?“ fragte Sergio erregt.

Sie sah ihn mit guten Augen an, ihn, den das Lebensproblem geplagt und aus seiner rauhen Heimat in die Fremde getrieben hatte.

„Ich danke Ihnen,“ flüsterte Sergio der Frau zu, die seine Frage durch den Ausdruck ihrer Augen beantwortet hatte.

„Ich glaube, daß Mitleid besser ist als Haß. Lehren Sie mich das Mitleid, Frau Françoise!“

Cajo saßte Linda's Hand fest.

„Ich will Sie behüten vor den Grausamkeiten des Lebens,“ sagte er zu dem Mädchen, das bleich bis in die Lippen geworden war.

„Linda, ich schütze dich durch meine Liebe!“

Das Mädchen konnte ihm nicht antworten; denn Frau Françoise begann, wie sie versprochen hatte:

„Paris,“ sagte sie, „und ein Haus an der Seine.“ Sie setzte sich weit zurück in ihrem Holzstuhl, bog den Kopf ein wenig nach hinten und senkte die Lider über ihre grauen klugen Augen. So glich sie einer Träumenden, der die Erinnerung langsam das Bild des Lebens aus der Vergangenheit hebt und vor das Gedächtnis stellt:

„Dort stand die Mutter hinter dem Ladentisch, wog Spezerei in die Wagschale und füllte sie in Düten. Ich stand neben ihr und naschte aus dem Zuckerbehälter, solange ich klein war, und trug ihr die Waren zu, als ich heranwuchs. Damals ist immer ein Lachen auf meinen Lippen gewesen, ein helles, trillerndes, das aus dem Laden auf die Straße tönte.“

„Madame,“ sagten die Kunden zu meiner Mutter, „Ihr Laden ist wie ein Vogelbauer, darin ein Lerchlein trillert früh und spät!“ Seitdem hieß ich das Lerchlein in der Straße am Seinevasser. Mein Vater starb. Ich wurde groß und rechnete die Kolonnen in den Büchern zusammen, darin aus Einnahmen und Ausgaben der Gewinn gezogen wird, den ein Jahr Arbeit einträgt. Das Kolonnenrechnen war des Vaters Amt gewesen. Ich kam in die Jahre, die zwischen achtzehn und zwanzig liegen und des Lebens Mai genannt werden. Da gab mich die Mutter einem Geschäftsfreunde zur Frau, der nun die Kolonnen zusammenrechnete und mich die Waren abwägen ließ und in Düten füllen, bis mein Knabe kam ...“

Sie schöpfte tief Atem, und ein glücklicher Ausdruck war in ihrem Antlitz. Sie hob die Lider von den Augen und blickte klar und froh die andern an und nickte Linda zu, als möchte sie der Mädchenseele das Glück anvertrauen, das eine Mutter empfindet, wenn ein Kindlein sie in den Haaren zaust, seine Fäuste in ihren Backen versteckt und sich herzen läßt.

„Da hatte ich Zeit zum Tändeln und Zeit zum Gefühl... Mein Knabe ist meine erste Liebe,“ schloß sie leise und blickte verklärt in ihren Schoß, als läge dort noch das Bündelchen warmes Fleisch, das ihres Lebens Inhalt bedeutete.

In den Raum dufteten die Heilblumen, von der Peppa zu einem großen Strauß zusammengeschürt, und mischten ihren würzigen Atem mit dem Rauch, der von einem Stücklein schwelenden Holzes kam, das im Kamin aufbampfte.

„Linda, erzählen Sie!“ sagte Françoise. „Sie werden anders als ich von einer ersten Liebe zu erzählen haben... Linda, erzählen Sie Ihre erste Liebe!“

Das Mädchen sah Cajo an, der sie nahe an sich heranzog.

„Erzählen Sie!“ drängte Sergio.

Da stand Cajo auf und zog Linda mit sich, bis vor Frau Françoise.

„Wir können unsere erste Liebe nicht erzählen,“ sprach er, „wir wollen sie zusammen erleben!“

Die Peppa lachte, stieß den Rocco in die Hüfte und brach ein Zweiglein aus ihrem Strauße. Darauf schloß Cajo ein Blümlein in sein Medaillon, und Linda barg eines in ihrem Gewande.

Sergio und Françoise sahen die beiden an, wie man einen holden Frühling betrachtet, der in der Sonne steht.

„Wir stehen im Herbst,“ sagte er zu Françoise. „Wir haben das Mitleid für uns — sie haben die Liebe!“

Peppa schob die Achselträger ihrer Hütte über die Arme.

„Es ist Zeit zum Aufbruch!“ ermahnte sie und schritt zur Türe.

Das Wetter hatte sich verzogen. Der Sturm hatte das graue Nebeltuch zu Fehen zerrissen und in die Schluchten geblasen. An den Zacken der Berge flaterten graue Wolkenfähnchen der Sonne zu, wurden von ihr aufgetrunken und golden durchleuchtet.

Die Fremden traten hinaus. Blaue Himmelsflecke sahen wie stille Augen aus dem Gewölk hernieder auf die Alpe, und der Firn und der Gletscher erglühten unter den Sonnenstrahlen. Dunkel stieg der Pizzo Rotondo in ihren hellen Glanz. Die feinen goldenen Strahlen ließen über den Gornerligletscher und zeichneten krause Linien in das ewige Eis.

Jäh fällt der Weg ab von der Alpe zum Wald, darin die Tannen rauschen und die Cristallina schäumend in den Abgrund stürzt. Oft glitten die Fremden aus auf dem glitschigen Boden, standen auf und fassten sich an den Händen, um gemeinsam die steile Halde hinabzugeleiten oder mit einem Sprung über die Wasserrümpel zu setzen und mit einem zweiten über einen Felsblock zu springen, der zwischen dem Grase stand wie ein grauer Knochen.

Peppa schritt immer voraus, schweigsam und ohne einen Fehltritt zu tun. Man sah nichts von ihrer Gestalt, die ganz verschwand hinter der auf- und abwippenden Hütte, daraus das Bündel Heilblumen leuchtete. Als sie zu den Tannen kam, wandte sie sich und jauchzte der Alpe zu.

Rocco stand vor der Türe der Alphütte. Das Regenwasser tropste langsam und eintönig vom Dachgebälk herab in die Regenmulde, die an der Vorderseite der Hütte in die Erde geegraben war. Er hielt die Münze ans Licht, die hart und kalt ihm vierfach in den Händen lag. Eine breite Freude war ihm wie mit einem Pinselstrich von der Nase zum Munde und quer über die Wangen durch das Lachen gemalt.

Fünf Franken hatte er von dem Italiener erhalten. Er wandte die Münze auf die Seite, darein ein Wappen, eine Krone und ein Kranz geprägt waren. Königreich Italien stand in erhabener Schrift zu lesen.

Rocco legte das Münzstück flach auf seine Hand.

„Das ist eine Anzahlung an die Gemarfobene,“ sagte er, „an die Geiß!“

Er nahm das zweite Münzstück und ließ es gegen das erste klingen.

„Fünf Franken!“ Madame Françoise hatte es ihm gegeben.

Er betrachtete das Antlitz des Franzosenkaisers. Er



Ernst Würtenberger, Zürich.

Mädchenbildnis.
Phot. Ph. & E. Link, Zürich.

war nicht bewandert in der Geschichte der Völker. Bei der Rekrutenprüfung hatten sein scharfes Auge und die furchtlose Art, mit der er eine gefährliche Lage überblickte, die Lücken der Schulweisheit ausfüllen müssen.

„Mein Schuß trifft!“ antwortete er damals, als er für einen ausgezeichneten Dummen gehalten werden sollte. „Mein Fuß ist sicher, wie der Gemstentritt!“ Damit mußten sich die Lehrer bescheiden.

Fünf Franken hatte er von Linda erhalten.

„Das Stück bringt Glück!“ sagte er. „Es ist eines Mädchens Geschenk, das ein Bräutlein ist!“ Er hielt es hoch in die Sonnenstrahlen, ließ es aufblinken und legte es in die Handfläche.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ lautete der Spruch, der das Wappen der französischen Republik umrahmte. Dieses Spruches entzann er sich. Er hatte ihn oft gehört und ihn sich eingeprägt. Nur die Deutung fiel ihm schwer.

Da war das erste Wort: Freiheit! Er besaß die Freiheit und wollte sie an die Peppa verschenken, damit sie ihn meistern und er mit ihr tun könnte, was ihm behagte. Mit der Gleichheit war es eine noch heiklere Sache. Ueber ihm waren noch viele, und neben ihm standen die andern Hirten, von denen der von der Alpe Monigolo sich mehr dünkte zu sein als er, und der von den Hütten der Königin hielt sich für weiser als den Hirten von der Alpe Monigolo...

Es war nichts mit der Gleichheit.

Brüderlichkeit hieß das letzte Wort. Mit seinen Brüdern war er mehr im Streit als im Frieden. Sobald sie zusammen waren, flog ein Bank daher wie Schwalbenunrat. Wenn er einsam auf der Alpe finnierte, dann geschah es, daß er eine weiche Regung nach seinen Brüdern verspürte und sich nach der Stunde sehnte, da sie zusammen streiten und rausen konnten.

Der Spruch mag gelten, wegen der Brüderlichkeit,“ sagte er. „Dabei läßt sich sinnieren, und es fällt einen die Erinnerung an wie der Geruch von geschnittenem Heu.“

Fünf Franken hatte er von dem Russen erhalten.

Es war ein Schweizerstück.

„Damit mache ich die Miete fest für unsere Tal-

hütte,“ rechnete er. Er ließ alle Münzen aneinanderklingen, beschaffte sie noch einmal und schob eine nach der andern bedächtig in seinen Lederbeutel, darin er seine Schäze bewahrte, ein Stücklein geweichtes Holz und ein Büschel Haare von der Peppa.

Er trat ins Gras und schaute in die Runde. Schwerfällig kamen die Tiere dahergetrampt. Die Glocke der Leitkuh tönte allen voran. Wie eine führende Melodie klang ihre Glocke aus denen der andern Weidetiere deutlich hervor.

Rocco holte Einfuß und Melkeimer und ging auf das vorderste Tier zu, kraute es zwischen den Hörnern und ließ es am Salz lecken, das er spärlich verstreut auf der Handfläche darbot, bis die Kuh ihm stille hielt, er ihr die Weichen entlang streichen konnte und zu dem vollen schweren Guter kam.

Geduldig litt es das Tier und schnaufte behaglich, während es seinen Segen hergab im weißen dampfenden Strome. Die zweite drängte heran, und Rocco hatte zu tun, den gefüllten Eimer in die Butte zu leeren und neu am Guter der Tiere zu füllen. Da durfte er nicht mit den Gedanken abirren. Die Tiere gaben ihm willig den weißen Saft, wenn sie durch Locken und Streicheln sich ihm gefügt hatten. Dann gaben sie lieber, als sie einem Fremden gegeben hätten.

Die Arbeit war getan.

Er zog sein Pfeiflein aus dem Sac, stopfte es mit dem beizenden Kraut, das ihm die Peppa im Garten zog, trocknete und zurechtschnitt, und zündete es an. Der Qualm stieg in die feuchte Luft, zog hierhin und dort hin, bis er schließlich in einer geraden Säule aus dem Pfeiflein kam. Von weither tönte ein durch die Entfernung gedämpftes Jauchzen.

„Das ist der Hirt von der Alpe Monigolo,“ sagte Rocco und dachte daran, daß er die Fremden bei sich gehabt hatte und daß das Geld der Fremden schwer in seinem Beutel wog. Nun wußte auch er davon zu erzählen wie die andern; nun war er, Rocco, der Hirt, bei dem die Fremden waren. Er jauchzte laut hinaus in die Abenddämmerung, die schnellfüßig aus den Felsen sprang, einen Augenblick wie Atem schöpfend über der Alpe stand und flink über sie hin in die Tannen huschte...

Der schlesische Porzellanmaler.

Erzählung von Karl Heinz Ammann, München.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

Mit dem Umzug auf die Giebelkammer hoffte Hänsling wieder Beständigkeit und Ruhe bei sich einzuföhren, wie er sie in seinen Bonner Jahren gewohnt gewesen war. Denn er liebte Sicherheit und Stete und scheute Ungewißheit, Unruhe und Veränderung in seinen Umständen wie den baren Teufel. Deshalb hatte er sich auch schon sehr früh, kaum daß er in die Lehre getreten war, Grund- und Leitsätze aufgestellt und, wie er sich ausdrückte, seine Zukunft zurechtgelegt, ganz wie etwa ein ordentlicher Mensch sich Samstag abends seinen Sonntagsstaat zurechtleget. Ohne eigentlich jemals tiefer über Sinn oder Zweck des Daseins nachgedachten zu haben, lag für ihn eines Tages seine Lebensweisheit fertig beschlossen in dem

kurzen und dünnen Worte, daß der Mensch ein Zinsfüßler sei und zu diesem Ende Geld haben, also sparen, sparen, dreimal sparen müsse. So als umgekehrter Montecuccoli meinte er, wenn schon zu allen Dingen Geld nötig sei, so dürfe man es doch nicht ausgeben, und in seinem Rechnungsbüchlein nahm sich demzufolge immer die Ausgabenseite wie ein reingekehrter Saal aus; Hänsling war der Weltordnung eigentlich ein wenig gram darum, daß sie über den Menschen ein Essens- und Wohnbedürfnis verhängt hatte. Hingegen dankte er dem Schöpfer, weil er doch auch Geschöpfe gebildet, die da bemalte Porzellantassen, Teller, Aschen-Schalen, Suppenschüsseln, Grabtafeln und ähnliche mit Farbenzierat oder schönen Sprüchlein geschmückte Dinge